

Dirk Tiedemann

Das alte Wort und das neue Bild oder wenn Kirche sich der Kunst öffnet

335 Ein Erfahrungsbericht aus der Gemeindearbeit

Wer Kunst in die Kirche holt, spielt mit dem Feuer.

1. Er spielt mit dem Feuer, weil er womöglich/wahrscheinlich den »Geschmack der Gemeinde« (Zitat) gegen sich aufbringt. Kunst in der Kirche geht nicht ohne Krach.
2. Er spielt mit dem Feuer, weil er sich – noch vor den Geschmacksauseinandersetzungen – theologischem Widerspruch aussetzt.
3. Er spielt mit dem Feuer, weil in Kunst, die diesen Namen verdient, eine ähnliche Flamme brennt wie die, von der die Pfingstgeschichte erzählt; und womöglich *wird* Pfingsten, wenn Kunst in die Kirche kommt.

Das dritte darf, wer Kunst in die Kirche holt, hoffen, das erste muß er wissen, dem zweiten sollte er sich stellen:

1 Bild und Wort

Gegen solche theologischen Überväter wie Kierkegaard und Barth bin ich der – übrigens auch aus *Erfahrung* gewonnenen – Überzeugung, daß *das Wort Bild werden* kann. Wie es ja auch Musik werden kann. (Womit wir – merkwürdigerweise – nicht diese Probleme haben: Bach als fünfter Evangelist? Niemand, der da aufschreit.) *Bild* – ich denke das im Modell der lutherischen Abendmahlslehre – *ist Wort in anderer Gestalt*, ist stummes, aber womöglich sehr eindringliches Wort.

»Vor den Bildern sterben die Wörter.« Christa Wolf (Kassandra) macht damit auch eine *Zeitansage*. Heute ist das Wort unter den vielen Wörtern erstickt. »Daß sie hören und doch nicht hören« – damals Verstockung, heute Verstopfung. Inflation der Worte, Worte ohne Wert, ohne Credit, was ja auf deutsch heißt: Sie wecken keinen Glauben mehr. Die allgemeine Misere des Wortes am Ende des zweiten nachchristlichen Jahrtausends ist auch die des Wortes Gottes. Aber wenn das Bild eine andere Gestalt des Wortes ist, kommt der *Glaube nicht nur aus dem Hören* (Römerbrief, Kapitel 10, Vers 17), *sondern auch aus dem Sehen*.

Pädagogisch-programmatisch heißt das: Kirchen zu Sehschulen machen! Wenn die Ohren verstopft sind, die Augen öffnen! Nicht lau-

ter reden, das Getön noch übertönen, sondern den umgekehrten Weg des Stillwerdens und Schauens gehen.

Das ist nicht das Programm Bild gegen Wort, sondern die praktizierte Überzeugung, daß das Bild eine andere Gestalt des Wortes ist und eben nicht bloß die Dienerin des Wortes, also Verkündigungsmedium (damit würde Kunst funktionalisiert, womit sie sich selbst aufhöbe). Nein, die Kunst ist frei. Was auch heißt: Sie hat etwas zu sagen, und zwar *ihr* Wort und nicht das, das wir ihr in den Mund legen. »Verbum alienum«: das Wort ist ein fremdes Wort – eine Einsicht der protestantischen Theologie, die wir auf die (moderne) Kunst zu übertragen noch ganz in den Anfängen stecken. Aber wie hilfreich ist diese Einsicht, auch didaktisch hilfreich im Umgang mit moderner Kunst, zu wissen: sie ist ein *fremdes* Wort!

Das Bild ist eine andere Gestalt des Wortes, und dieses Wort ist ein fremdes.

Nicht immer ist das so evident wie in den neuen Fenstern von St. Jacobi in Göttingen; da hat Johannes Schreiter *die Worte* des 22. Psalms *ins Bild gesetzt*. »Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen ...«

Man hört das nun mit den Augen. Das ist Arbeit. Man kann das nicht einfach lesen. Das ist kein vertrauter Text (mehr). Die Bildsprache verfremdet, verschließt womöglich; und der Schlüssel ist nicht zur Hand, muß gesucht werden. Man muß hinsehen und -hören. *Das alte Wort und die neue Kunst – man muß darauf achthaben!* Sie erschließen sich nicht beiläufig.

Aber auch auf *alte* Bilder achtzuhaben, empfiehlt sich. Ihre (scheinbare) Vertrautheit kann dazu verführen, sie zu »übersehen«; auch im Sinne von: nur ihre Schönheit sehen, Faltenwurf und Farbigkeit. Nur darauf achtend würden wir Wesentliches übersehen. Auch alte Bilder sind fast immer »worthaltig«; sie wollen etwas sagen. Unser Altar (von 1402) *erzählt*; und zwar so, daß man ihm lange zuhören kann, ohne daß ein Wort fällt.

Zum Beispiel: Gottesdienst am 26. März 1995 / Passionszeit
(Gemeinde im Chorraum versammelt)

»Was wir hier zu sehen kriegen, ist etwas anderes als das, was die gesehen haben, die Zeugen des *Passionsgeschehens* waren – damals vor 2000 Jahren. Diese Bilder hier zeigen nicht nur, was geschehen ist, sondern sagen davon, was das Geschehen *bedeutet!*, also was man eigentlich gar nicht sehen kann, sondern allenfalls empfinden. – Und – erwähnenswert für uns Fernseh- und Filmgewohnte – dies sind nicht laufende Bilder, sondern stehende; nicht flüchtig, sondern so, daß man sich äußerlich und innerlich vor ihnen versammeln kann – wie wir jetzt. Bilder, mehrere, aber immer eines nach dem andern; und immer: sehen – hören – reagieren. Reagieren heißt sich äußern, zumeist singen, manchmal aber auch sagen.«

So habe ich den Gottesdienst eingeführt, und so haben wir ihn gefeiert in einer nicht nur von der Örtlichkeit vorgegebenen seltenen Konzentration: nahe beieinan-

der und nah am Altar, seinen Bildern gewissermaßen ausgesetzt – ohne Schutz und ohne Ablenkungsmöglichkeit.

(Didaktische) Reihenfolge:

Der Lektor tritt – noch stumm – unter das jeweils zu betrachtende *Bild* – in der Hoffnung, daß sich *so* schon das *Wort* / die Geschichte einstellt als Einstimmung und Imagination; daß das äußere Bild stark genug ist, das innere hervorzurufen. – Danach erst – Zeit lassen! – liest der Lektor die zu sehende Szene in der Matthäus-Fassung.

Also »Bildbetrachtung« (das Wort trifft es nicht) von *Gethsemane, Gefangennahme, vor Pilatus, Geißelung* und dann – Spannungsabbau und Zusammenfassung in eins – gesungen dazu die jeweils passende Strophe aus dem Evangelischen Gesangbuch 95. Dann – wort- und bildlos! – eine Orgelmeditation.

Evangelienlesung Johannes 12, 20-24 und das darauf gedichtete Lied EG 98.

»Korn, das in die Erde, in den Tod versinkt ... Das Lied atmet schon, ahnt schon Ostern: »Hin ging die Nacht, der dritte Tag erschien«. »Und sie kamen zum Grabe am ersten Tage der Woche, sehr früh, als die Sonne aufging.« »Hin ging die Nacht, der dritte Tag erschien.« – Es ist mit Recht das letzte der Passionslieder im neuen Gesangbuch, an der Schwelle zu Ostern. Der heutige Sonntag, Lätare, also freue dich!, ist ein Vor-Schein, ein erstes Aufleuchten des Osterlichts noch mitten in der Passionszeit; ein Vorschein, aber es ist noch nicht soweit. Bevor das Weizenkorn Leben bringen kann, muß es sterben. – Davon redet das nächste Bild: »*Kreuztragung* – Stille

»Sie nahmen ihn aber, und er trug sein Kreuz und ging hinaus zur Stätte, die da heißt Schädelstätte, welche heißt auf hebräisch Golgatha.«

Lied 96, die Strophen 2 und 3.

»Wandle uns von Grund auf!« Die Wandlung. Im katholischen Gottesdienst die entscheidende Stelle, der springende Punkt; alles andere kann man versäumen, den übrigen Teil der Messe kann man auch im Gasthaus verbringen, aber zur Wandlung muß man dabei sein: wenn aus Brot der Leib wird und aus Wein Christi Blut; die Wandlung. Auf Lateinisch Transsubstantiation, schon schwer auszusprechen, noch schwerer zu verstehen. Die Philosophie, die hier zugrunde liegt, ist nicht mehr unsere.

Schwer zu verstehen, aber *zu sehen!* Auf unserem Altar – die Wandlung! Nicht als kaum nachvollziehbare Denkfigur, sondern als *Bild anschaulich* gemacht: die Wandlung, der springende Punkt. Sehen Sie das? – Die dritte Tafel (das sind die Bilder 5 und 6) zeigt das *Kreuzesgeschehen in seiner Bedeutung*, die Wandlung.«

So habe ich gesagt und dann passierte eben, was in einem »Normal-Gottesdienst«, der auf Distanz hält, nicht passieren kann:

Frau S.: Das Kreuz erhebt sich; es wird aufgerichtet.

Frau E.: Es hält sich nicht an die Begrenzung des Rahmens, es wächst da heraus.

Herr B.: Aus dem Holz wird ein Baum

Lied 97

Holz auf Jesu Schulter ... ward zum Baum des Lebens. Wir sind hier in Niedersachsen; da wird diese Wandlung von totem Holz zu Lebensbaum allenfalls angedeutet. Weiter südlich, in Nürnberg in der Lorenzkirche zum Beispiel, ist das ausgeführt: Das Kreuz als Lebensbaum »von Früchten schwer«.

Der Baum des Lebens, der im Paradies. Der, der – von Adam und Eva angetastet – uns, allesamt Adams Kinder, den Tod brachte. Hier am Kreuz geschieht die Wandlung. Durch dieses Mannes Tod schlägt das *um*, schlägt das tote Holz wieder *aus*: »Christ hat das Leben wiederbracht.«

»Du schöner Lebensbaum des Paradieses, gütiger Jesus, Gottes Lamm auf Erden. Du bist der wahre Retter unseres Lebens, unser Befreier.« Ein ungarisches Lied in unserem Gesangbuch.«

Lied 96

Das Gebet heute als Meditationsgebet. 789.5 wie es da *steht*: Mehrmals wiederholt, gesungen oder gesummt. Dazwischen Zeiten der Stille.

Lied 789.5

Vaterunser

Segen

Fast immer sind Bilder »worthaltig«; sie wollen etwas sagen. Und – andersherum – *moderne Kunst* ist immer »wortbedürftig«, verlangt geradezu nach Interpretation.

Die Alternative Wort oder Bild ist also keine. *Bei genauerem Hinsehen beginnt auch das Hören.*

Und der angebliche *Vorsprung des Wortes* – seine Eindeutigkeit gegenüber der Mehrdeutigkeit des Bildes – ist nur ein *scheinbarer*. »Das sagt mir nichts!«, ist häufige Reaktion auf Wort wie auf Bild und Musik. Sie bleiben alle drei möglicherweise unverständlich (vgl. 1. Korintherbrief, Kapitel 14, 6-11 und 19)! Kein Vorsprung des Wortes; auch *das* muß Wort erst werden: »Verleih, daß uns dein göttlich Wort von Ohren so zu Herzen dring, daß es sein Kraft und Schein vollbring.« (Evangelisches Gesangbuch 194, 1. Strophe)

2 Kultus und Kultur

Die Säkularisierung hat dazu geführt, daß Kultus und Kultur – nicht nur dem Wort nach *ursprünglich eins* – sich auseinanderentwickelt haben und sich heute fremd, zuweilen sogar feindlich gegenüberstehen.

Die Tochter, die Kultur, ist ihrer Mutter, der Kirche, längst über den Kopf gewachsen, ist ausgezogen, hat sich emanzipiert. Es hat ihr nicht geschadet.

Die Mutter, alt geworden, leidet noch immer unter dieser Trennung, fühlt sich verlassen, neigt zu Bitterkeit und Rechthaberei. Keine guten Voraussetzungen für eine Begegnung, die die Mutter sich so sehr wünscht und so dringend braucht.

Die Tochter hat die Begegnung nicht nötig, aber in der starken Position, in der sie sich befindet, hat sie auch nichts dagegen; sie *ist* so frei; nur – das muß klar sein: Es handelt sich um eine Begegnung, einen Besuch! Sie kehrt nicht zurück, es wird nicht wieder wie früher; Kultur niemals wieder an des Kultus Rockzipfel!

So fremd sie einander geworden sind, Kirche und Kultur, bis hin zu wechselseitiger Mißachtung, Diffamierung und Gegnerschaft, so sind sie doch darin verbündet, daß sie einen gemeinsamen Feind haben, »die drohende Banalität des Daseins, das kein Geheimnis mehr kennt« (Georg Moser, zitiert bei Egon Kapellari, »Und haben fast die Sprache verloren«, Graz/Wien/Köln 1995, 44).

Marie Luise Kaschnitz nennt das in ihrem Tutzinger Gedichtkreis eine Existenz »ohne Trost und Traum«, eine Verelendung des Menschen, mit der sich der dem *Evangelium* Verpflichtete so wenig ab-

finden kann wie die, die sich der *Kunst* verschrieb. Sie sind *beide* auf Transzendenz aus; also geborene Partner?

Vorsicht! Der Juniorpartner ist dem Senior an Potenz und innovativer Kraft weit überlegen. Die alt gewordene Kirche ist auf den Kontakt mit der Kunst angewiesen, wenn sie nicht sklerotisch erstarren will, – im Gewohnten verbleibend. Umgekehrt: Was hat die ewig junge Kunst von der Kirche?

Wenn sie – wie gesagt: zu Besuch! – zurückkommt, dann nicht als unmündige Tochter oder gar Magd, die den ihr vorgegebenen Platz einzunehmen und zu dienen hat; und die Mutter oder Herrin Kirche hätte weiterhin das Sagen!

Nein, Kunst, wenn sie in die Kirche kommt, ist gleichberechtigte Gesprächspartnerin und nicht selten eine, die im Widerspruch verharret.

Das heißt ganz praktisch: Kunst in der Kirche, auch wenn sie dort nur auf (Ausstellungs)Zeit ist, hat ihren Platz nicht am Katzentisch: in den Seitenschiffen, im Eingangsbereich ..., sondern zum Beispiel auch im Chor; sie darf – nicht nur im geographischen Sinne – im Wege sein; sie ist nicht kirchlich zu vereinnahmen; es gilt das Verhältnis von Spruch und Widerspruch. Die Kirche hält das aus (die Kunst sowieso), ja, der Kirche tut das Gegenüber gut; sie gewinnt daraus Kraft, sie wird wieder jung.

3 Erfahrungen

1. Kirche ist kein neutraler Raum, keine Galerie. Als solche/r wäre sie mißbraucht. Wenn es zu einer Begegnung oder gar einem Gespräch zwischen Kirche und Kunst kommen soll, dann nur, wenn Kirche auch Kirche *bleibt*, also Ort der sich zum Gottesdienst versammelnden Gemeinde; *und* wenn die den Gottesdienst feiernde Gemeinde der teilnehmenden (!) Kunst Möglichkeit gibt, im Gottesdienst mitzutun.

Da kommt heraus, ob die Kunst ernstgenommen wird, ob wir sie mündig sein lassen oder sie, solange der Gottesdienst dauert, übersehen und überhören, eben doch: *eigentlich störend*. *Nein, sie soll den Gottesdienst mitgestalten!*

Es kommen zu Ausstellungszeiten auch Menschen in die Kirche, die sie sonst nicht (mehr) aufsuchen. Die Gemeinde bleibt, wenn sie die Kunst einlädt, nicht unter sich bzw. sie wird neu gemischt (und das ist eine – anders als Confessio Augustana VIII beschrieben – *positive* Mischung, eine der Gemeinde höchst *notwendige* Beimengung). Denn Gewohnheit und Untersichbleiben ist das Gegenteil von Pfingsten.

2. Wie sich das für meine Gemeindegarbeit auswirkt?

Wenn ich Kunst in die Kirche bringen will, *zwingt* mich das zum

Planen. Ich kann dann nicht, einem Don Juan ähnlich, von Text zu Text und von Sonntag zu Sonntag hüpfen, dem *Prinzip der Perikope* folgend, zu deutsch Verstümmelung, Zerstückelung – ich bin zum Bleiben an einem Thema verpflichtet.

Was für eine Wohltat! Zeit haben, sich konzentrieren können. Nicht nur antippen, auch eintauchen.

Vier Wochen lang Hiob. Von Mai bis November (aber das war dann wohl *zu* lang!) »Ihr werdet sein wie Gott«. Jetzt – um Michaelis / 29. September herum – »Von Engeln und anderen Menschen« (bis 20. Oktober; *danach* ist die Kirche für Ausstellungsbesucher auch zu kalt). Dann ein halbes Jahr Pause, bis – vor 500 Jahren wurde er geboren – Philipp Melanchthon (gesehen von sechs uns zeitgenössischen Künstlern) für vier Wochen in unserer Kirche Platz nehmen wird.

3. Es ist nicht nur *Arbeit*, es sind auch *Entdeckungen*.

Mit Hilfe der Kunst und der Künstler entwickle ich (und nicht nur ich, ich höre das ja »aus der Gemeinde«) ein Gefühl für den Raum und das Ritual; erfinde ich Gottesdienstfiguren, die sich mir sonst vermutlich nie erschlossen hätten (aber werde ich auch aufmerksam auf solche, die sich jetzt oder auch ein für allemal verbieten). Entdeckungen. Wir feiern das Abendmahl in St. Jacobi normalerweise im großen Kreis um die Mensa herum stehend.

Aber nun steht da – den Chorraum durchtrennend – Gino Tavernini »L'ultima cena«, so etwas wie ein hochkant gestellter Tisch aus Eisenplatten, an dem kein Vorbeikommen ist. Der Altar ist verstellt! – Und dann reichen vier von uns Brot und Wein herüber! Es bedarf kaum noch eines Wortes; das Abendmahl legt sich selbst aus.

Genauso wenn da Gunther Gerlachs »Corona« liegt, eine kreisrunde Tafel, sechs Meter im Durchmesser, zum Schiff hin geneigt, mit Eisenstangen gespickt – die Dornenkrone -zigfach vergrößert! – »Tretet herzu, es ist alles bereit; für dich gegeben!«

Genauso und wieder ganz anders, als Harald Finkes »Arca« im Chorraum stand: ein Boot / ein Schiff / die Arche, bis an den Rand mit Weizenkörnern gefüllt.

Und ich – wie bei der Taufe das Wasser – lasse zum Abendmahl die Körner aus meiner Hand wieder ins Boot rinnen und spreche das russische Gebet zur Aussaat:

Herr, gestalte, vermehr und laß gedeihen,
daß es reicht für jedermann,
für den Hungernden und den Verwaisten,
für den Begehrenden und den Bittenden
und für den, der es sich einfach nimmt;
für den, der dich preist,
und auch für den, der undankbar davongeht.
Und dann die Austeilung.

Die Arca wird nicht funktionalisiert oder vereinnahmt; dazu ist sie zu groß und zu fremd. Aber das Fremde hilft, das Vertraute zu feiern. Und das Vertraute ist auf einmal in ein neues Licht getaucht.

Dirk Tiedemann ist Pastor an der St. Jacobi-Kirche in Göttingen.

Gestirnt nach meinem persönlichen Umgang mit Kunst und seinem Einfluß auf mein religionspädagogisches Denken und Tun, stelle ich mir vor, ich besäße die Chance, ein eigenes kleines Museum einzurichten:

Mir läge wenig daran, in diesem Museum Bilder aller Kunstepochen repräsentativ und der Wertschätzung von Experten entsprechend zu versapfen. Vielmehr hängen in meinem Museum in großen, hellen Räumen Einzelwerke von Künstlern ganz verschiedener Zeiten, zu denen ich persönlich einen Zugang gefunden habe. Es finden wäre dort beispielsweise »Die Heimkehr des verlassenen Sohnes« von Rembrandt und die großformatigen Farbholzschnitte »Der Krieg« und »Der Frieden« von Dürer, obwohl auch von diesen renommierten Künstlern nicht viele Bilder intensiv Beschäftigung haben. Weiter können dort sowohl das meditative Bild »Johannes von Nepesin« als auch das muschelte Bild von Magritte »La Condition Humaine« zu sehen sein, das vor einem Fenster auf einer Staffelei ein Bild zeigt, durch dessen Gitter hindurchschauen kann, so daß ein vielfältiges Wechselspiel der Bild-Ebenen entsteht. Auch abstrakte Bilder würde ich auswählen, wie z.B. »Blau I« von Mondrian oder »Wächter am Grab« und »Auferstehung« von Malewitsch.

Ein enger Zusammenhang zwischen meinem persönlichen und religionspädagogischen Umgang mit Bildern zeigt sich darin, daß ich mir nahezu alle Bilder »meines Museums« im Religionsunterricht vorstellen kann, den ich in der Grundschule erteile. Was sind die Ursachen für dieses enge Verhältnis? Die wichtige heididaktische Einsicht, nur mit Bildern religionspädagogisch zu arbeiten, zu denen man einen eigenen Zugang gefunden hat, reicht noch nicht hin an die Wurzel. Da ich die Gefahr einer religionspädagogischen Vereinnahmung oder gar ihres Mißbrauch als »Transportmittel« für Glaubensinhalte sehr ernst nehme, will ich den tieferen Ursachen nachgehen.

Ich fühle mich weder ausschließlich noch generell zu alter bzw. zu moderner Malerei hingezogen, sondern zu einzelnen Bildern, die für mich erst in zweiter Linie Vertreter einer bestimmten Strömung sind. Es sind wenige Bilder, mit denen ich eine lange Zeit ver-